

Staatsminister a. D. Josef Miller
Sachausschussleiter „Land“ im Diözesanrat der Diözese Augsburg
anlässlich einer Dekanats-Veranstaltung
am 15. Februar 2017 in Penzberg für das Dekanat Benediktbeuren

Herr Dekan Robert Walter, sehr geehrte Pfarrer,
Herr Landrat Josef Niedermaier,
stellv. Landrätin Regine Bartusch,
stellv. Landrat Dr. Michael Rapp,
Frau Diözesanratsvorsitzende Hildegard Schütz,
Herr Dekanatsratsvorsitzender Heiner Grupp,
Dekanatsräte, Pfarrgemeinderäte und Kirchenpfleger/-innen,
Kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,
meine sehr geehrte Damen und Herren!

Frau Schütz hat Sie über die Aufgaben und Angebote des Diözesanrates informiert. Herr Stark wird im Anschluss an mein Impulsreferat auf die Zusammenarbeit zwischen Kirche und Kommune eingehen.

Ich habe mein Impulsreferat in vier Abschnitte gegliedert:

- I. Die Rolle der Kirche in unserer Gesellschaft
- II. Veränderungen im Dorf, insbesondere für die älteren Menschen
- III. Lösungsansätze
- IV. Appell an die Pfarrgemeinderäte

Die Verantwortlichen im Dekanat Benediktbeuren saßen einen Abend zusammen und haben so die heutige Veranstaltung in hervorragender Weise vorbereitet. Das zeigt, dass sie die Pfarrgemeinderäte ernst nehmen und ihr Kommen schätzen. Sie und alle, die heute gekommen sind, haben die enorme Bedeutung dieses Themas für unsere Kirche und ihre Pfarreien erkannt.

I. Die Rolle der Kirche in unserer Gesellschaft

In ihrem mehr als 2000-jährigen Bestehen hat die katholische Kirche viele Veränderungen erlebt und überlebt. Früher hatte jede Gemeinde einen Pfarrer, größere auch einen Kaplan. Heute hat ein Pfarrer in einer Pfar-

reiongemeinschaft mehr Pfarreien. Der Pfarrer wird nicht mehr so intensiv den Kontakt zur politischen Gemeinde pflegen können wie früher, auch nicht mehr z. B. zu den Kirchenchören sowie zu den Verbänden und Vereinen in der Kirche und im Dorf.

Wenn der Pfarrer oder ein hauptamtlicher Mitarbeiter nicht mehr kommt, fällt dann vieles davon weg? Er könnte sich doch durch den oder die Pfarrgemeinderatsvorsitzenden vertreten lassen. Wird das künftig gemacht? Was spricht eigentlich dagegen? Wir müssen uns künftig noch breiter aufzustellen!

Nach der Kommunalreform vor fast 50 Jahren mit der Schaffung von Einheitsgemeinden und Verwaltungsgemeinschaften zieht die Katholische Kirche im Bistum mit der Einrichtung von Einheitspfarreien und Pfarreiongemeinschaften nach. Dazu gibt es keine Alternative.

Nach dem Motto: „Es muss was geschehen, aber es darf nichts passieren“, so wird das jedenfalls nicht abgehen. Mit dem Ändern der Strukturen muss sich auch unser Verhalten ändern. Wenn wir wollen, dass unsere Pfarreien lebendig bleiben, dann dürfen wir uns nicht auf Andere verlassen, da müssen wir schon selber handeln.

Unser Bischof Dr. Konrad Zdarsa hat in seinem Vorwort zu den pastoralen Laiengremien geschrieben: „Füllen Sie die Satzungen nun mit Leben, um glaubwürdig das Evangelium Jesu Christi zu verkünden!“

Die Kirchengemeinden werden in Zukunft genau so wenig um eine intensive Zusammenarbeit zwischen den Pfarreien in der Pfarreiongemeinschaft herumkommen, wie die kommunalen Gemeinden um eine weitere interkommunale Zusammenarbeit. Der Blick über den Kirchturm hinaus eröffnet neue Chancen und neue Möglichkeiten.

Das gilt auch für die Arbeit des Diözesanrates. Frau Schütz, Herr Stark und Herr Bisle sowie ich haben auf 20 Dekanatsratsveranstaltungen vor ca. 1200 gewählten Vertretern unserer Pfarreien, unseren Dekanen und Pfarrern sowie Bürgermeistern gesprochen und mit ihnen diskutiert. Großen Respekt haben wir vor unserem Bischof, den Weihbischöfen, dem Generalvikar, dem Bischofsvikar und dem Domdekan, dass sie hin-

ausgehen in unsere Pfarreien – nicht nur zur Visitation, sondern auch zur eigenen Information sowie zu Gesprächen und zum Gedankenaustausch mit den Kirchenmitgliedern in verschiedenen Organisationen und Verbänden. Ich finde dies großartig.

Die wesentlichen Aufgaben der Kirche sind die Eucharistie, die Liturgie, die Glaubensverkündigung und die Diakonie bzw. Caritas. Ich konzentriere mich heute Abend auf letztere.

- In den 2000 Jahren des Bestehens unserer christlichen Kirchen spielte die Caritas und die Diakonie immer eine wichtige Rolle. Die Kirche hat dadurch große Anerkennung gefunden.
- von Heinrich Böll stammt der Ausspruch: „Ich würde die schlechteste aller christlichen Religionen allen anderen Religionen vorziehen, weil nur sie sich für Arme, Kranke und Schwache einsetzen.“
- Papst Franziskus wird nicht müde und ruft die Kirchenmitglieder ständig auf, sich für die Armen, Alten, Kranken und Schwachen einzusetzen. In vielen Gemeinden ist Papst Franziskus in dieser Angelegenheit noch nicht richtig angekommen.
- Kirchliches Engagement wird auch in einer säkularisierten Gesellschaft geschätzt, gesucht und erwartet.
- In diesen Bereichen können die Kirchenmitglieder einen großen Beitrag leisten – ohne die Pfarrer zusätzlich zu belasten.

II. Veränderungen im Zusammenleben mit älteren Menschen

Ein für uns alle erfreulicher Aspekt des demografischen Wandels ist, dass wir uns alle auf ein längeres Leben freuen dürfen. Heute kann ein neugeborener Bub in Bayern auf eine durchschnittliche Lebenserwartung von 78,9 Jahren hoffen, ein neugeborenes Mädchen sogar auf gut 83,5 Jahre, was einer Zunahme

- von gut 7 Jahren für die Buben und
- 4,5 Jahren für die Mädchen entspricht.

In meiner Heimatstadt Memmingen leben heute bereits 16 über 100-Jährige.

So erfreulich das ist, es bedeutet natürlich auch, dass die Zahl der hochaltrigen Menschen und damit die der Pflegebedürftigen weiter stark stei-

gen wird. Waren es im Jahr 2000 noch 2,9 Mio. Menschen in Deutschland über 80 Jahre, so wird diese Zahl bis 2050 auf 8 Mio. ansteigen.

Älterwerdende Menschen haben ihr Zuhause heute zu 80 % immer noch in der häuslichen Wohnung, was dem großen Wunsch der älteren Menschen entspricht. Unterstützung erfolgt durch die Sozialdienste. Später kommt es evtl. zur stationären Pflege im Pflegeheim. Das ist bisher die klassische Form.

Es sind aber zwei Dinge, die das Älterwerden in der häuslichen Umgebung erschweren:

1. durch die stärkere berufliche Differenzierung und hohe Mobilität wohnen die Kinder nicht mehr am Ort oder in der weiteren Umgebung, sondern häufig weit weg.
2. Die Frauen, die in der Vergangenheit die häusliche Pflege der Eltern oder Schwiegereltern übernommen haben, sind heute häufig berufstätig oder werden es in der Zukunft überwiegend sein.

Insgesamt hat auch die Berufstätigkeit von Frauen im ländlichen Raum stark zugenommen. In Bayern sind aktuell über 70 Prozent der Frauen erwerbstätig – mehr als im Bundesdurchschnitt.

Dies bedeutet für die Zukunft:

1. Es wird in Zukunft für unsere älteren Menschen noch viel mehr bedarfsgerechte Versorgungsangebote geben müssen!
2. Wenn die Frauen nicht mehr in dem Maße wie früher für das Ehrenamt zur Verfügung stehen, müssen wir die immer zahlreicheren Rentner mit einbeziehen. Viele von ihnen sind bereit, eine sinnvolle Beschäftigung aufzunehmen, bei der auch noch Freizeit bleibt.
3. Wenn die Pflege nicht mehr in der Familie bzw. häuslichen Gemeinschaft möglich ist, muss dies in der nächst größeren Einheit im Dorf oder in Wohnquartieren einer Stadt ermöglicht werden.

Dadurch ist die räumliche Nähe zu den Kindern, Enkeln und weiteren Angehörigen, zu den Nachbarn, Schulfreunden und Freunden viel enger als bei weiter entfernten Pflegeheimen. Der Mensch braucht Gemeinsinn und Gemeinschaft. Alleingelassene ohne An- und Aussprache, untätig

und mit dem Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden, das nagt am Selbstwertgefühl so mancher älter gewordenen Menschen.

Unsere Dörfer werden von einem größeren Zusammenhalt der Generationen profitieren und so ein „Mehr an Lebensqualität“ erhalten – verbunden mit einem Imagegewinn, welcher die Dörfer attraktiv macht! Voraussetzung für eine Realisierung ist die Wirtschaftlichkeit dieser „kleinen Einrichtungen“, die durch die Solidarität und gesellschaftlichen Mitverantwortung der einzelnen Bürgerinnen und Bürger erreicht werden kann.

Das Erfolgsrezept, das dahinter steht, ist ein Pflege-Mix von Haupt- und Ehrenamtlichen, getragen von einem breiten Netzwerk aus professionellen Dienstleistern, aktiven Bürgern, Kommunen, Kirchengemeinden und Vereinen. Es ist Voraussetzung für den Erfolg sowohl in wirtschaftlicher als auch in mitmenschlicher Hinsicht.

III. Lösungsansätze Pflegemix in lokalen Verantwortungsgemeinschaften

Es gibt bereits Beispiele dafür, die erfolgreich sind und sich zur Nachahmung empfehlen:

1. Organisierte Nachbarschaftshilfe

Hier stehen Menschen für Menschen ein. Sie werden Helfer und nehmen Hilfe in Anspruch.

Die Nachbarschaftshilfe in Neuburg-Schrobenhausen mit den Sparten „Einkaufen, Begleitdienste, Gesellschaft leisten, Vorlesen, Mitfahrgelegenheit, Kinderbetreuung“. Das Projektmanagement erfolgt durch den Caritas-Verband Neuburg-Schrobenhausen. Die Caritas bezahlt auch die Projektmanagerin. Gefördert wurde das Projekt durch das europäische Programm LEADER aus dem Bayerischen Landwirtschaftsministerium.

Im Verein „Bürgergemeinschaft Biberbach“ besteht das bisherige Angebot aus Fahrdiensten, Demenzkrankenbetreuung, Nachbetreuung nach dem Krankenhaus, einen monatlichen gemeinsamen Mittagstisch abwechselnd in einer der drei Biberbacher Wirtschaften. Die Gemeinde bezahlt 10 Stunden Projektmanagement pro Woche, das von einem Mitarbeiter des Arbeiter-Samariter-Dienstes aus Augsburg in Teilzeit geleistet wird.

2. Fahrdienste mit Kleinbussen in die Stadt zu Ärzten und zum Einkauf
 Ältere Menschen tun sich oft schwer, zu den Bushaltestellen zu laufen, sofern überhaupt zu diesen Zeiten ein Bus fährt. Die Gemeinden Todtenweis und Mering haben Kleinbusse gekauft, mit denen im Ehrenamt ältere, gehbehinderte bzw. gehschwache Mitbürgerinnen und Mitbürger zu den Ärzten gefahren werden.

3. Tagespflegeeinrichtungen

Die Pflegebedürftigen werden am Morgen zur Tagespflegeeinrichtung gebracht und am Abend erfolgt die Rückkehr nach Hause in die Familie. Sie sind während der Nacht und an den Wochenenden zu Hause. Diese Einrichtungen ermöglichen den berufstätigen Frauen im Beruf zu bleiben und ersparen dem Pflegebedürftigen häufig das Pflegeheim. Der menschliche Kontakt innerhalb der Familien und von den Dorfbewohnern mit ihren Kranken und Pflegebedürftigen wird erheblich gesteigert. In die Tagespflege sind ehrenamtliche Mitbürger, insbesondere Rentner, eingebunden, die die Tätigkeit gerne ausüben und den Pflegebedürftigen Zuneigung zukommen lassen, und dafür Dank und Anerkennung erfahren.

Im Landkreis Unterallgäu besteht in Westerheim eine der ältesten derartige Einrichtung mit 12 Tagesheimplätzen plus häusliche Pflege, mit fünf Hauptamtlichen sowie 16 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen. Sie wird getragen von fünf Gemeinden und den zugehörigen Pfarreien. Die Prognosen von vielen für diese Pionier- und Beispieleinrichtung war „das geht nicht“. Heute kann diese Einrichtung (Sozialstation Günztal) nicht mehr geschlossen werden. Dies würde zu einem Dorfaufstand führen.

Der Staat hat zum Jahreswechsel die Pflegesätze für die Angehörigen in diesen Fällen pro Fall verdoppelt und Zuschüsse beim Bau solcher Einrichtungen in Aussicht gestellt:

- bei demenzgerechter Bauweise 75.000 Euro ;
- bei behindertengerechter Bauweise 30 % der Baukosten

4. Betreutes Wohnen mit Pflege

Diese Einrichtungen schießen wie Pilze aus dem Boden. Die Investitionen erfolgen von einem Unternehmer, der die Zimmer an Ortsansässige

verkauft. Diese vermieten sie dann an die jeweiligen Bewohner. Der Betrieb wird organisiert z. B. von Sozialdiensten

5. Des Weiteren arbeiten z. B. Ehrenamtliche in Pflegeheimen

In zahlreichen Pflegeheimen arbeiten Ehrenamtliche, meist rüstige Rentnerinnen und Rentner mit.

IV. Mein Appell an die Versammlung lautet:

1. Führen Sie jedes Jahr ein eigenes Sozialgespräch zwischen einigen eigens dafür ausgewählten gemeindlichen und kirchlichen Ratsmitgliedern durch (jeweils 3 oder 4 Personen).
2. Benennen Sie einen Kirchenbeauftragten im Gemeinderat und einen Kommunalbeauftragten im Pfarrgemeinderat.
3. Stellen Sie die Frage: Gibt es Mitmenschen in unserer Gemeinde, die unseren Beistand brauchen? Gibt es Defizite oder notwendige Verbesserungen? Wie können wir Hilfe bzw. die Barmherzigkeit Gottes vermitteln?

Wir haben in den kommunalen Gemeinden und Kirchengemeinden oftmals die gleichen Menschen und Aufgaben. Kirchen und Kommunen können vieles gemeinsam leisten, ohne ihre Eigenständigkeit und Identität aufzugeben.

Unsere Kirchen engagieren sich bisher in Kinderkrippen und Kindergärten, in Schulen durch das Kath. Schulwerk und die Evangelische Schulstiftung, in Krankenhäusern durch Orden und Sozialträger und bei Altenheimen z. Teil durch Stiftungen und Pfarreien.

Es geht aber auch darum, unnötige Doppelarbeit zu verhindern, sich abzustimmen, die Maßnahmen zu differenzieren, zu optimieren und ein gutes Gesamtangebot zu schaffen, ohne sich zu übernehmen.

Bei der Bewahrung des ländlichen Raums als Lebensmittelpunkt möglichst vieler Menschen in Bayern müssen Kommunen, Kirchen und Bürger noch enger zusammenarbeiten

- mit der Förderung der Familie als „Keimzelle“, die so gut und so individuell wie möglich unterstützt werden muss,
- durch eine Vernetzung aller Akteure vor Ort,
- mit der Einbindung der Kommunen und Kirchen, Vereine und Bürger,
- durch die nachhaltige Unterstützung des Ehrenamts,
- mit einer guten Verbindung von Hauptamt mit Ehrenamt inklusive Schulungen für Ehrenamtliche bis hin zum Aufbau einer Ehrenamtskultur
- und vielem mehr!

Dies führt nicht nur zu einer Kostenentlastung, sondern auch zur Steigerung der menschlichen Qualität. Ganz entscheidend dabei ist, dass wir die Bindungskräfte unserer Gesellschaft wie Toleranz, Respekt, Vertrauen, Wertschätzung und Dankbarkeit stärken müssen.

Ländliche Räume ohne Perspektive führen dazu, dass die Mega-Städte im wahrsten Sinne des Wortes „ersticken“, die chinesische Hauptstadt Peking ist mit ihrem Dauersmog dafür das beste und zugleich traurigste Beispiel, wo die Menschen noch stärker vereinsamen. Übergeordnetes Ziel muss sein, dass die Menschen sich gegenseitig helfen – im Sinne der christlichen Nächstenliebe:

Warum „Gemeinsam statt Einsam“? Weil der Wert des Lebens von der Fülle der menschlichen Begegnungen abhängt oder wie es schon Goethe im „Faust“ beschrieben hat:

*„Ich höre schon des Dorfs Getümmel;
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
zufrieden jauchzet groß und klein;
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“*

Lassen Sie uns gemeinsam dafür arbeiten, dieses besondere Lebensgefühl in unseren Dörfern auch im 21. Jahrhundert zu bewahren!

Herzlichen Dank!